

## Bei den Kriegs-ABC-Schülern.

Wild und grausam geht der Krieg durch die Welt. Aber fern von Schützengräben und Drahtverhauen sprießen mannigfaltig die Kriegsfürsorge und privates Wohltun. Sie greifen hilfsreich ein, um jene zu schützen, die um unseres Schutzes willen als Wehrmänner in furchtloser Entschlossenheit zu den Waffen gegriffen haben und als verwundete Helden heimkehrten.

Schon oft wurde aber in Spitälern und Reservelazaretten auf die Tatsache hingewiesen, daß leider ein großer Teil der Verwundeten des Lesens und Schreibens vollkommen unkundig sei. Es wurde sogar ein Fall bekannt, daß sich in einem Lazarett ein Verwundeter befand, der nicht nur nicht lesen und schreiben kann, sondern auch keine Uhr kennt, überhaupt keinen Begriff von der Zeitrechnung hat und auch Münzen nicht genau zu unterscheiden vermag. Da fiel nun die Anregung, solchen Kriegern in der Zeit ihrer Rekonvaleszenz Unterricht im Lesen und Schreiben zu bieten. Dadurch werde nicht nur ein Kulturwert vollbracht, sondern vielen dieser Armen auch in spezieller Hinsicht eine große Wohltat erwiesen. Man führte mit Recht ins Treffen, daß ein Krieger, der im Feld gewiß einen vollwertigen Kämpfer abgab, durch eine Verwundung daran gehindert sein kann, den alten Beruf, das frühere Handwerk auszuüben oder vielleicht irgend eine schwere Arbeit zu verrichten. Durch den Mangel an Bildung sei er aber außerstande, leichtere Obliegenheiten, wie z. B. die eines Dieners, zu erfüllen. Es müsse sich daher jemand der Mühe unterziehen, diese Analphabeten mit den Grundlagen jeder weiteren Bildung vertraut zu machen.

Der Gedanke wurde alsbald aufgegriffen und in die Tat umgesetzt.

Einer unserer Mitarbeiter nahm Gelegenheit, der Unterrichtsstunde solcher Kriegsanalphabeten im Reservespital der Technischen Hochschule, dem Medizinalrat Dr. Friß Culer als Chefarzt vorsteht, beizuwohnen.

Sauber geputzte Stiegen führen in das zweite Stockwerk des mächtigen Baues. Hier hat sich eine derartige „Schule“ etabliert. In diesem Falle deckt die Bezeichnung den räumlichen Begriff: Schule zwar nicht. Diese Lehrstätte ist primitiv angelegt. Der oberste Grundriß heißt eben: billig. Aber auch die Raumverhältnisse nötigen zu außergewöhnlichen Einschränkungen. Das tut der Sache jedoch keinen Eintrag. Hier wird der Zweck auch ohne die Mittel erreicht. Um einen im weitausladenden Korridor an der Sonnenseite aufgestellten Tisch sitzen die Schüler. Alle im bunten Rock. Einer trägt die linke Hand noch gewinndelt. Das Lernbedürfnis des Mannes ist eben größer als der Wundenschmerz. Sie und da huschen Damen vom Roten Kreuz durch den Gang. Sonst ist's still umher. Wenn aber auch zuweilen Lärm aufkreischt, zwingt er der Lernrunde keine Störung auf. Sie überhört ihn einfach.

Im ersten Moment hat man vielleicht die Annahme bereitet, der ganze Unterricht hier sei möglicherweise eine erzwungene Sache. Sollte man die Leute nicht lieber ausruhen lassen? Sie kommen doch aus der Schlacht, werden wieder ins Feld abrücken müssen. Vielleicht schämt sich der Eine oder der Andere sogar, daß er heute, als Erwachsener, erst den Lerngang des unverfälschten ABC-Schülens in der Kniehose nachholen soll. . . . Aber das sind ganz falsche Voraussetzungen. Ein Blick lehrt, daß diese Soldaten — Landwirte, Schmiede, Bergarbeiter usw. — mit Liebe und Eifer bei der Sache sind. Man sieht es ihnen an, welche unbeschreibliche Freude sie durchflutet, wenn ihnen eine Schularbeit gelang, irgend eine Antwort treffend war.

Wir nehmen die uniformierten Studenten besser in Augenschein. Da sitzt gleich edwärts ein rumänischer Bauer. Seine in der Feinarbeit des Schreibens noch nicht fittesten Finger gleiten bedächtig über das Papier vor ihm. Langsam und ungemein vorsichtig schiebt sich der Bleistift auf der linierten, weißen Fläche vorwärts. Auf seiner Spur folgen dann die noch etwas ungesenk geformten Buchstaben und Worte: Das Bier ist trüb. Das Gras ist kurz. . . Der Nebenmann lernt „schon“ drei Wochen. Er ist hochbeglückt, der Kunst des Schreibens in so kurzer Zeit inne geworden zu sein. Nicht für „hundert Kronen“ möchte er sie mehr missen, erklärt er selbststolz. Ein Dritter meint ehrlich: „Jetzt bin i aber meinem Weib voraus. Denn sie kann noch immer nót lesen. Wer weiß, zu was guat is,“ setzte er dann bei, scheinbar auf irgend ein

harmlose Heimlichkeitspielend. Und eifrig beugt er sich wieder über sein Schulheft.

Nicht jeder dieser Schüler ist Analphabet. Außer einem geschulten Wiener gehören auch zwei Reichsdeutsche zur Gesellschaft der Wissensdurstigen. Sie nützen nämlich die Gelegenheit und lernen, die Zukunft eskomptierend, das rumänische Idiom. Lachend meinte ein Bromberger: „Sprachen lernen heißt Völker verstehen.“ Ein gesunder Grundsatz, der den starken Trieb des deutschen Wirtschaftspolitikers unschwer erkennen läßt.

Wir schlagen einige Hefte der Analphabeten auf. Man merkt vorerst nicht, daß sie von Männerhänden vollgeschrieben worden sind, die noch vor Wochen überhaupt nicht schreiben konnten, für die alles Bildungsleben ungreifbar in tiefstem Dunkel lag. Ueber Aufruf der Lehrerin erklären aber alle stolzgeschwellt, daß die Handschriften wirklich von ihnen stammen und daß diese Schreibfertigkeit in soundsoviel Tagen, Wochen oder Monaten — das ist dann Sache natürlicher Begabung — erreicht worden ist.

Der Stundenplan verteilt sich hier auf Lesen, Schreiben, Rechnen und Wechselrede. Die Lehrerin stellt einen Satz rumänisch auf. Er muß vom Schüler deutsch beantwortet werden. Dann fragt sie deutsch. Die Antwort erfolgt rumänisch. So entwickelt sich ein lebendiger Rapport zwischen den Schülern in Feldgrau und der Lehrerin, die hier unermüdet pädagogische Unterweisungen erteilt, nichtsdestoweniger aber mit Ernst und Milde Disziplin zu halten weiß. Wie wohlthuend dankbar diese Schüler sind, geht überzeugend aus einem Feldpostbrief hervor, den ein Frequentant dieser Schule, der jetzt wieder an der Front weilt, kürzlich an die Lehrerin, Frau Auguste Rauchwergler, richtete, die ihres Amtes ex animo, ohne materielles Entgelt, waltet. Dort heißt es, in die schlichteste Form des Ausdrucks gebannt:

„. . . Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie in bester Gesundheit antreffen. Ich bin gottlob auch ganz gesund. Ich kann Ihnen aber gar nicht sagen, wie gut Sie waren, daß Sie mich lesen und schreiben gelehrt haben. Sie wissen ja nicht, was für eine unbeschreibliche Freude mir das macht. Vergelt's Gott tausendmal! . . .“

Ein berebtes Dokument des Glücksempfindens eines Menschen, der in seinem Leben vielleicht das erste Mal eigene Gedanken zu Papier brachte!